

Zeitschrift: Innerrhoder Geschichtsfreund

Herausgeber: Historischer Verein Appenzell

Band: 49 (2008)

Artikel: Meine Überfahrt nach Amerika (1922)

Autor: Geiger, Hedwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Überfahrt nach Amerika (1922)

Hedwig Geiger (1897-1935)



Die Verfasserin des vorliegenden Berichtes ist am 6. Januar 1897 in Appenzell im Haus «Hoferbad» als Tochter des Oscar Geiger (1862-1927) und der Maria Katharina Luisa Geiger (1865-1909), geborene Breu, geboren. Der Vater spielte zu seinen Lebzeiten in der Öffentlichkeit eine grosse Rolle, so als Ratsherr und stillstehender Hauptmann im Bezirk Appenzell, Gründer des kantonalen Landwirtschaftlichen Vereins, Organisator der Verteilung von Schülerbäumen, Familien- und Heimatforscher wie auch Regional- und Lokalhistoriker.¹ Über seine Tochter Hedwig ist nicht so viel bekannt wie über ihn. Denn sie verbrachte den grössten Teil ihres Erwachsenenlebens in Kalifornien. Aber es liess sich dennoch etwas in Erfahrung bringen.² Zudem hat sie ein Tagebuch zu ihrer Reise von Appenzell nach Kalifornien verfasst. Eine Abschrift des Berichtes hat sie auch ihrer Schwester Julia (1892-1966)³ zukommen gelassen. Da solche Quellen hierzulande eher selten sind, wird das Dokument im Folgenden mit freundlicher Erlaubnis von Herrn Noldi Geiger⁴, Neffe der Autorin, abgedruckt.

Hedwig Geiger ist zwei Mal verheiratet gewesen. Ihren ersten Ehemann, Otmar Cagianut, lernte sie in Landquart kennen, wo sie auf dem «Plantahof», einer landwirtschaftlichen Schule, als Köchin oder Magd beschäftigt war. Cagianut, bürgerlich von Sagens GR, wanderte im Jahre 1921 nach Amerika aus. Hedwig folgte ihm darauf nach. Die lange Reise begann am 24. November 1922 in Appenzell und endete im gleichen Jahr am 16. Dezember bei Los Angeles in Kalifornien, wo Otmar zusammen mit zwei Brüdern auf einem landwirtschaftlichen Betrieb arbeitete. Ihre Überfahrt war nur unterbrochen von einem mehrtägigen Besuch bei einer Innerrhoder Kolonie in New York. Nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat wurde geheiratet. Doch das Glück währte nicht lange, denn ihr Ehemann starb am 19. Mai 1927 nach schwerer kurzer Krankheit im Alter von erst 28 Jahren. Die Ehe blieb kinderlos. Hedwig erbte das Geschäft mit über 20 Kühen. Ihren zweiten Ehemann, den Bündner Oberländer Martin Cadruvi (1901-1992) aus Ruschein, lernte sie das erste Mal kennen, als sie noch verheiratet war und er auf dem gepachteten Betrieb der Brüder Cagianut arbeitete. Die Beiden trafen sich später an einer Abendschule wieder, wo sich Hedwig gerade auf ihre Einbürgerung vorbereitete. Nach ungefähr sechs Monaten, näm-

lich am 28. Juni 1928, wurde geheiratet. Martin gab seine Arbeit bei Milchhändlern auf und investierte viel eigenes Geld in einen Betrieb mit Milchwirtschaft. Das Paar pachtete dann in Bellflower ein Geschäft. Der Ehe entsprossen fünf Kinder.⁵ Doch Hedwig erkrankte sieben Jahre nach ihrer zweiten Heirat an einer doppelten Lungenentzündung und starb daran am 18. September 1935 in Artesia.⁶ Sehr viele schwere Arbeiten und ein mühseliger Streit mit Verwandten ihres ersten Ehemannes um Geldzahlungen an deren Adresse haben hier sicher auch das ihrige beigetragen.

(AW)

- 1 Über ihn: AWG, S. 91; AvA 21 (1927), Nr. 13. vom 2. April, S. 3 u. Nr. 14 vom 9. April, S. 2; AV 52 (1927), Nr. 38 vom 31. März, S. 3 u. Nr. 39 vom 2. April, S. 5; AJb 55 (1927), S. 155-156; Steuble Robert, in: IGfr. 22 (1977/78), S. 161-182, hier S. 169; Bischofberger Hermann, in: IGfr. 38 (1997), S. 64, 44 (2003), S. 96, 105-106 Anm. 10 u. 45 (2004), S. 14-16, 27 Anm. 63; Bischofberger Hermann, Rechtsarchäologie und rechtliche Volkskunde des eidgenössischen Standes Appenzell Innerrhoden. Ein Inventar im Vergleich zur Entwicklung anderer Regionen, 2 Bde. (= Innerrhoder Schriften, Bde. 8.1 u. 8.2), Diss. iur., Appenzell 2000, S. 1044 (Reg.); Küng Josef, in: IGfr. 46 (2005), S. 73-75; Weishaupt Achilles, in: IGfr. 46 (2005), S. 27-28 u. 46-47 Anm. 2.
- 2 Freundliche Auskünfte von Noldi Geiger, Appenzell. Viele Einzelheiten über seine Tante entnimmt man auch den Erinnerungen von Martin Cadruvi, dem zweiten Ehemann von Hedwig.
- 3 Über sie: AV 91 (1966), Nr. 55 vom 7. April, S. 3.
- 4 Nollisweid 5, Meistersrüte, Appenzell.
- 5 1. Oscar George (* 30. Mai 1929), 2. Hedwig Elsie (Hedy; * 9. Juni 1930), 3. Paul Martin (* 29. Aug. 1932), 4. Elinor Sylvia (* 22. Nov. 1933), 5. Louise Christina (* 12. Mai 1935). Die vier ältesten Kinder kamen in Bellflower auf die Welt, Louise ist in Artesia geboren.
- 6 Zivilstandamt Appenzell: Familienblätter, Bd. 6, Nr. 98.

24. November 1922:

Am Mittag um 12.25 Uhr Abfahrt in Appenzell, abends um sechs Uhr Ankunft in Zürich.

25. November 1922:

Anny Höhn und Schwester Julie kamen noch zum Abschiedsbesuch nach Zürich.

26. November 1922:

Am Mittag um 11.40 Uhr Abfahrt von Zürich per Schnellzug nach Basel. Prachtvolles Wetter in der Schweiz. Basel: Zollrevision sehr gut abgelaufen. Nach Verlassen der lieben Schweiz verschlimmerte sich das Wetter zusehends. In Freiburg regnete es schon. Auf der Fahrt zeigte uns ein freundlicher Kondukteur einen Wagen, wo wir bis Bremen sitzen bleiben konnten. So mussten wir, Fräulein Margot Löscher aus Zürich, meine Reisebegleiterin, und ich, mit unserem Gepäck in den letzten Wagen wandern. Das war schon noch ein harter Gang. Wie wir herumgeschlagen wurden, von einer Wand zur anderen. Wir kamen gar nicht mehr zum Lachen heraus. Wer uns im Gange begegnete, bekam einen heftigen Stoss von unserem Koffer, der sich ohne unser Wollen auf allen Seiten anstieß. Wir gelangten schliesslich glücklich in unserem Coupé an, wo wir eine Zeit lang allein waren. Unter Freiburg fing es zu schneien an, und bald hatten wir auch Gesellschaft und zwar eine angenehme. In Mannheim sahen wir einem ergreifenden Abschied zu. Das Scheiden muss beiden sehr schwer gefallen sein. Bis zuletzt füllte sich der Zug mit Reisenden, alles Auswanderer. In Frankfurt, nachts um zehn Uhr, war wieder ein Gesangsverein am Bahnhof, der zwei Mitgliedern zum Abschied sang. Während der nächtlichen Fahrt stürmte es fest. Ich habe es selber nicht gehört, denn ich schlief fest.

27. November 1922:

Morgens um halb zehn Uhr langte unser Zug mit zwei Stunden Verspätung in Bremen an. Wir begaben uns sofort ins Hotel «Stadt Köln», wo wir ein schönes einfaches Zimmer für zwei Personen bezogen. Dort trafen wir Fräulein Merk mit ihrem Bruder und Herrn Rudolf Meier aus Glattfelden. Wir schliessen uns ihnen an. Nachher ging es nach dem Lloyd-Bureau an der Papenstrasse, ein Prachtbau mit grossartiger Halle, alles sehr modern eingerichtet. Dann ging es zur Voruntersuchung durch einen deutschen Arzt: Da wurde man in die Augen gezwinkert, nicht gerade angenehm. Mittagessen im Hotel. Ich war zufrieden, für die Verhältnisse in Deutschland war es gut. Nach dem Mittagessen ging es zur Zollabfertigung, welche auch sehr gut verlief, so dass wir ganz mutig zur Hauptuntersuchung vor dem amerikanischen Arzt gingen. Der warf nur einen Blick ins Gesicht, und nachher konnte man passieren. Wir hatten uns überhaupt die Untersuchung strenger vorgestellt. Am Vesper machten wir noch einige Kommissionen. Abends sassen

wir mit zwei Schweizer Herren aus Bern und Schaffhausen am gleichen Tisch. Der eine kam von Brasilien, nachdem er vier Monate dort gewesen war. Es hatte ihm dort gar nicht gefallen, weil es wirklich zu primitiv gewesen sei. Der andere, der Berner, ging nach Brasilien, hat dort eine Anstellung als Maler und ist voller Hoffnung. Fräulein Löscher löste ihr Schweizergeld noch in deutsche Mark um: Für acht Franken bekam man 14 000 Mark. Es war etwas zu viel.

28. November 1922:

Nach einer guten Nacht stand ich morgens um halb neun Uhr auf. Es schneite unaufhörlich. Vor dem Morgenessen wurden nochmals in die Heimat Grüsse gesandt. Wir haben in Bremen verschiedenes eingekauft, so eine Karte für acht Mark und die Frankatur für 24 Mark, eine Perlenschnur mit Wachsperlen für 950 Mark, ein Paar Gamaschen für 7000 Mark und einen Toilettenspiegel für 500 Mark. Mittags um drei Uhr Sonderzug nach Bremerhaven, wo wir am Abend um fünf Uhr anlangten. Das war ein Moment, als wir unsere «America», der wir uns nun anvertrauen solten, das erste Mal sahen. Nach nochmaliger Revision betraten wir das Schiff. Dasselbe ist sehr schön eingerichtet. Nur unsere Kabine, Nr. 98, ist etwas eng für vier Personen. Aber mit der Zeit geht es schon. Das Abendessen, um sieben Uhr, war sehr gut, und wir sprachen demselben auch tapfer zu. Abends war noch Konzert. Ich muss noch hinzufügen, dass wir an Bord durch die Schiffskapelle empfangen wurden. Wir blieben bis nachts um halb ein Uhr auf dem Deck, wo es recht interessant war, weil die Koffer mit den Kränen verladen wurden. Nach einer ruhigen Nacht wachte ich am Morgen um halb sechs Uhr auf. Geschlafen habe ich gut, nur war es etwas zu heiss, aber man muss sich zuerst an das noch gewöhnen. Frühstück um halb acht Uhr: Kaffee mit Milch, Butterbrot, Schinken mit Ei. Während des Essens fing das Schiff an zu fahren, was ich sofort bemerkte. Nach dem Essen eilte ich sofort auf das Verdeck, da es mir etwas schwindelig wurde. Es wurde aber bald besser. Herr Meier begleitet mich stets. Er erklärt mir alles so genau. Ich bin froh, dass ich einen Landsmann an der Hand habe. Jetzt sitze ich im Schreibzimmer, während ich schreibe. Es ist aufs vornehmste eingerichtet. Jetzt sind wir auf hoher See.

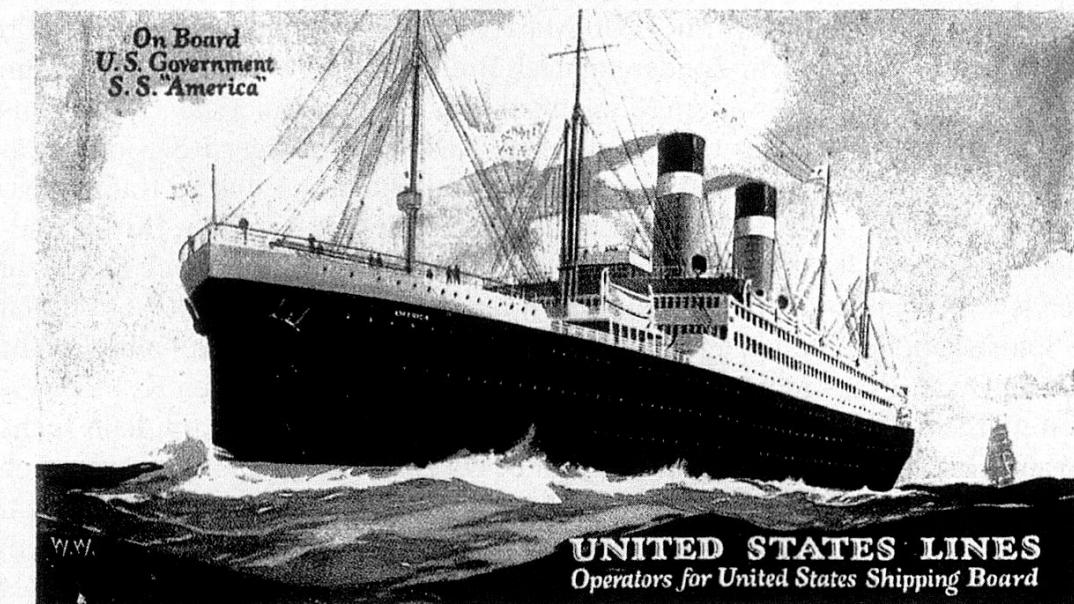
29. November 1922:

Auf dem Schiff ist die Hälfte der Passagiere seekrank, wohin man geht und sieht, überall halbtote Leute. Wer noch gesund ist, wird beim Anblick krank. Mir wurde es schwindelig, ich legte mich deshalb sofort nieder. Hei, wie das schaukelt. Hatten ziemlich Sturm. Meine Kabinengenossinnen, Fräulein Amann aus Luzern mit ihrer Freundin, einer Deutschen, und Fräulein Löscher, kommen auch ins Bett, jeder ist es gotterbärmlich. Fräulein Amann weint zu allem noch. Ich habe immer den Gedanken, wenn ich nur nicht brechen muss. Wenn ich eine höre, den «Ueli» rufen, so krieche ich unter die Decke, sonst reizt es mich. Das Abendessen brachte uns die Schwester, Tee mit Weggli und Äpfeln. Wir sind für heute zufrieden. Am Abend fangen wir an, Schweizer Lieder zu singen. Es

geht so la-la. Jede hat etwas im Hals zur Entschuldigung: «E Usred isch en Taler wert.» Ich schlafe von zehn Uhr an nun ununterbrochen bis halb sechs Uhr morgens. War auf dem Deck, wo es wunderbar war. Es fuhren viele Schiffe vorbei, da wir nun im Kanal zwischen England und Frankreich sind. Mir ist es gottlob wieder ganz wohl.

30. November 1922:

Den ganzen Tag war ich wohllauf, wie überhaupt alles, bis auf wenige Ausnahmen. Ich glaube, meine Pulver wirken ziemlich gut. Habe den ganzen Tag guten Appetit. Am Nachmittag sahen wir zu beiden Seiten den Kanal. Das Wasser



Mit der «America» dampfte man schnell über den Atlantik.

ist spiegelglatt, eine grosse Seltenheit für diese Jahreszeit. Auf englischer Seite lagen viele verankerte Kriegsschiffe, überhaupt war der Kanal sozusagen dicht von Schiffen. Ein holländischer Dampfer fährt hart an uns vorüber und begrüßt uns. Das war eine Freude an Bord. Am Vesper kam ein englischer Dampfer und brachte uns Passagiere von England. Heute Abend sind wir in Cherbourg. Mit Meier war ich heute in der dritten Klasse. Wie viel Elend sah ich in den Gesichtern dieser Emigranten, meistens Slowaken. Sie bedauern mich recht.

1. Dezember 1922:

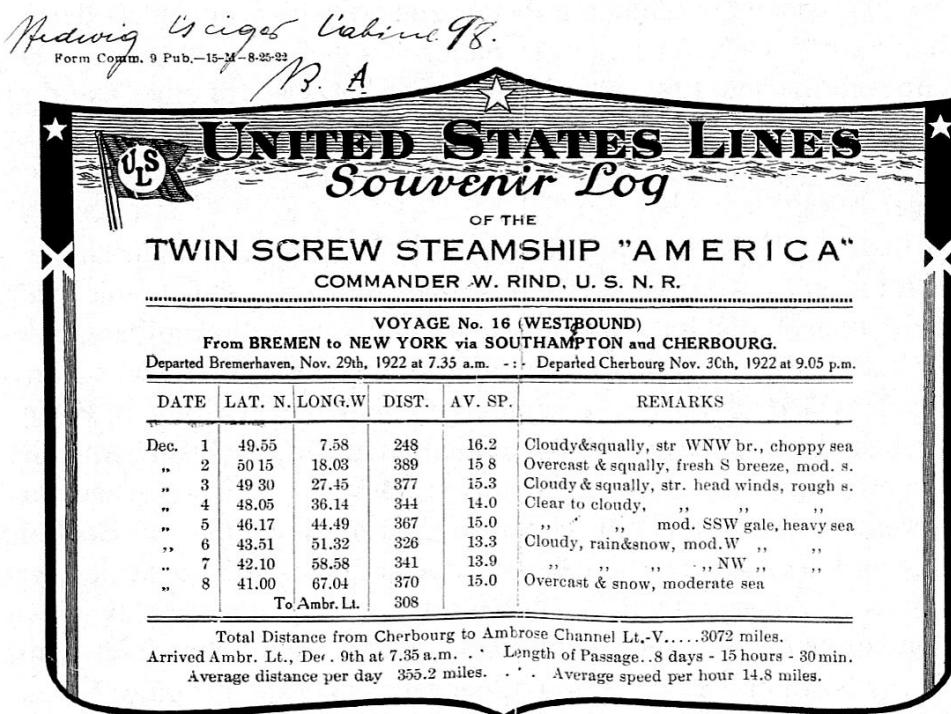
Das tägliche Leben wickelt sich wie gewohnt ab. Es fängt allerdings an, langweilig zu werden, da wir ziemlich Sturm haben und dadurch viele seekrank sind. Mir geht es noch so la-la, aber ich glaube, es packt mich auch noch.

2. Dezember 1922:

Heute war es mir Elend zu Mute. Ich legte mich nieder. Der Steward lacht mich aus, dass ich schon seekrank bin, was eigentlich noch gar nicht der Fall war. Was noch nicht ist, kann noch werden. Kabine Nr. 98: Sämtliche Insassen sind seekrank, die anderen drei sind fleissig daran, den Krähen zu rufen. Ich habe Arbeit genug, mir die Ohren zuzuhalten, damit ich dieser schönen Musik nicht zuhören muss.

3. Dezember 1922:

Immer noch alles seekrank. Alles jammert und seufzt: «O Schwitzerländli, wie gerne wären wir bei dir.» Leider kann dies nicht sein, wir sind jetzt auf hoher See, und da gibt es nicht so schnell Retour-Billetts. Wir haben zu unserem Troste einen flotten, liebenswürdigen Steward und ebenso eine gute Krankenschwester. Der Steward meinte: «Leute ach, ihr lieben Schweizer, es ist so eine Sache: Die Schwester bringt euch alles Mögliche, und ich habe das Vergnügen, wieder alles fortzutragen.» Auch unsere Schweizer Burschen Meier, Häberlin, Rempfer und Saurer sind mehr oder weniger krank. Unsere Kabinen sind offen, so haben wir immer in «lichten» Minuten unsere Gespräche. Um vier Uhr Nachmittag ist die Beerdigung eines Schiffsmatrosen. Wir machen uns auch auf die Beine, trotzdem es uns hundsmiserabel ist. Da liegt der braune, mit Kreuz und Blumen geschmückte Sarg hart an Bord. Der Priester und der Ka-



Auszug aus dem Schiffstagebuch der Überfahrt von Bremerhaven nach New York.

pitän halten eine kurze Rede vor dem andächtig zuhörenden Schiffspersonal, unter denen alle, welche können, dem Kameraden die letzte Ehre erweisen. Während den Klängen der Schiffskapelle, «Näher mein Gott zu dir», wird der Sarg über Bord gelassen. Die Wellen empfangen ihn mit Rauschen und Tosen. Noch lange sieht man den Sarg, von den Wellen getragen, auf der Seefläche, nach 15 Minuten verschwindet er in die Tiefe. Seemannslos und Tod! Der arme Matrose, 36 Jahre alt, ist zu beklagen. Er hinterliess eine Frau mit drei kleinen Kindern. Während einem vollen Jahr suchte er stets Arbeit auf verschiedenen Schiffen, und endlich fand er eine solche auf unserem Dampfer. Und kaum an der Arbeit, ereilte ihn der Tod. Alle Anwesenden sind ganz bewegt von diesem Schauspiel.

4. Dezember 1922:

Heute haben wir grossen Sturm. Wir schauen stundenlang dem Wellenspiel zu. Es ist einfach grossartig, wie sich die Wellen formen, haushoch, und wie sie mit Tosen und Krachen an das Schiff schlagen. Aber unsere «America» ist gefeit, wir fühlen uns stolz und auf ihr sicher. Heute lernte ich wieder ein Schweizer Mädchen kennen, ein lieber Basler Backfisch im Alter von 16 Jahren. Sie fährt in Begleitung ihrer Tante, Frau Kempf (Emma, geborene Schneider, geboren 1906 in Pratteln).

5.-7 Dezember 1922:

Ballabend. Ich schaue bis zehn Uhr abends zu und gehe nachher ins Bett. Vom 5. bis zum 7. Dezember mittags hatten wir heftigen Sturm. Es war bald nicht mehr zum Lachen. Erst später erfuhren wir, in was für einer Gefahr unser Dampfer sich befunden hatte.

7. Dezember 1922:

Maskenball an Bord. Es klang mir seltsam in den Ohren, als ich dies hörte. Aber unser freundlicher Steward sagte mir, dass man auf jedem Schiff ohne Rücksicht auf die Zeit einen Ball abhalten werde, denn man müsse für die Passagiere Unterhaltung haben. Beim Nachtessen war alles beflaggt, die Tafel war schön dekoriert. Bei jedem Gedeck lag ein Abschiedsgeschenk des Schiffes, in Form eines amerikanischen Fähnleins, einer Bonbonniere, und für jede Dame einen Fächer. Die Herren erhielten einen Zigarrenanzünder. Ich muss noch bemerken, dass wir am 30. November, dem amerikanischen Danksagungstag, mit einer Bonbonniere überrascht worden waren. Der Maskenball, welcher hiezu fein dekoriert war und mit Lampions erhellt war, fand im Damensalon statt. Natürlich war wie immer das Sternenbanner mit den amerikanischen Farben vorherrschend. Ich nahm mir vor, den Ball als stiller Zuschauer mitzumachen, es wurde mir unterdessen noch anders. Die Masken kamen allmählich herunter. Ich staunte anders, als ich die verschiedenen Masken in den Uniformen der Schiffsleute sah: Matrosen, Stewards, Offiziere. Ich hatte keine Ruhe mehr und sagte mir: «So etwas kannst

du dir auch noch leisten.» Meier musste mir ein paar Hosen, Hemd und Mütze geben. Die Ärmel hatte ich nach hinten gestülpt, und so ging ich breitspurig ins Ballzimmer. Es machte mir einen grossen Spass, als ich die erstaunten Gesichter sah und mich dennoch niemand erkannte. Ich amüsierte mich flott und habe bis zwölf Uhr abends getanzt.

8. Dezember 1922:

Morgens um sieben Uhr war im Damenzimmer heilige Messe, die ich auch besuchte. Alles spricht heute von der Ankunft in Amerika. Etwelche behaupten, dass wir heute Abend in New York ankommen, was ich aber nicht glaube. Ich habe täglich die Registrierung der Meilen gesehen. Heute ist der Zeiger auf 370 Meilen, das ist noch eine schöne Strecke. Jetzt, da wir bald die Seefahrt vorüber haben, wird es einem ganz weh zu Mute. Man hat sich in der kurzen Zeit ganz heimisch gefühlt. Jetzt kommen sogar auf das Deck die Passagiere, die das Meer gar nie gesehen, wohl aber gespürt haben, die Ganz-Seekranken, es sind deren sehr viele. Frau Kempf, die Tante von Emma Schneider, und Fräulein Merk. Jetzt werden sie aber gehörig ausgelacht. Am Abend ist nochmals Tanz.

9. Dezember 1922:

Ein prachtvoller Tag, wolkenloser Himmel, die See tiefgrün und spiegelglatt. Das Schiff schießt wie ein Pfeil davon. Ich habe schnell meine Sachen zusammen gepackt. Bin froh, dass ich nur den Handkoffer geöffnet habe, so war ich bald fertig. Die anderen haben eine grässliche Ordnung in der Kabine, und ich bin froh, dass ich raus bin. Die jammern: «Ach, wir haben keinen Platz, die Kabine ist zu eng, was sollen wir machen.» «Ach, Fräulein Geiger, was raten sie mir? Helfen Sie mir?» So tönt es die ganze Zeit. Eine habe ich in das obere Bett mit ihrem Koffer plaziert, damit sie den anderen zwei aus dem Weg ist, und ich mache mich aus dem Staub. Drobén auf dem Deck spielt die Musik. Es ist einfach schön. So um acht Uhr sehe ich ganz in der Ferne etwas. Ich konnte es fast nicht glauben, dass es Land sein sollte, und wandte mich an einen alten Matrosen, «en liebe alte Ma», so freundlich. Jeden Morgen früh, wenn ich auf dem Deck promenierte, kam er vorbei, und da klang es immer: «Morning my lady, how do you do?» Ich konnte nichts anders sagen als: «Thank you, good.» Das hat ihn allemal so gefreut. Heute fasse ich Mut und frage ihn, als er gerade vorbei kommt: «This land, America?» – «O yes, America. Nine o'clock in America, you see.» Nun gab es ein Springen und Rennen, jede Minute sahen wir mehr. Um neun Uhr morgens fuhren wir in den Hafen. Ach, wie schön war das. Zu beiden Seiten die Wolkenkratzer, so von der Morgensonnen bestrahlt, die grosse Freiheitsstatue, links und rechts Schiffe von allen Herrenländern. Unser Schiff stoppt. Jetzt heisst es alles zur Untersuchung, von der man aber nicht viel spürte, man musste bloss beim Doktor vorbei laufen. Nachher geht es wieder auf Deck. Im Damenzimmer ist es zu unruhig zum Schreiben, darum will ich hören. Wenn ich dann auf festem Boden bin, fahre ich weiter.

9./10. Dezember 1922:

New Jersey, morgens um sieben Uhr. Nun habe ich die erste Nacht auf amerikanischem Boden geschlafen und zwar tadellos gut. Weil ich so früh bin, will ich gerade noch einige Notizen machen. Also, am 9. Dezember fuhren wir nachmittags um ein Uhr zum Landungsplatz («docks», «pier» auf Englisch). Die Musik spielt. Alles ist auf Deck. Im Landungsgebäude wimmelt es von Leuten, Fahnen und Blumen. Das ist ein Rufen, «Hoch Deutschland» tönt es immer. Vor einigen Jahren hätten sie das nicht rufen dürfen. Wie man mir erzählte, war damals der Hass auf Deutsche gross gewesen. Deutsch durfte damals gar nicht mehr gesprochen werden. Ich schaue, ob ich meine Verwandten sehe, aber vergebens. Das Zeichen, eine Schweizer Fahne, ja die sah ich schon. Aber alles war so erregt, so dass man nur flüchtig auf ein Ding schaute. Schon werden die amerikanischen Bürger ausgeschifft. Die Zeremonie beim Einwanderungsagenten verließ bei mir recht gut. Um vier Uhr war ich frei, das heißt noch auf dem Schiff, aber die Bewilligung zum Landen hatte ich in den Händen. Etwelche mussten furchtbar lange warten. Ich sah noch Fräulein Krämer, meine Tischnachbarin, sie ist so bedrückt. Es sei ihr so Angst vor diesem fremden Lande. Ich tröste sie nach Kräften und weise sie noch auf meine grosse Reise hin, die mir noch bevorstehe und die ich ganz mutterseelenallein zu machen habe. Nochmals spreche ich ihr Mut zu, ich wünsche ihr viel Glück. Sie ist eine arme Österreicherin und kommt zu Verwandten. Sie versprach mir zu schreiben. Das haben noch viele versprochen. Will sehen, wer dem Worte treu bleibt. Nun war ich frei, und da hiess es aufpassen, damit ich keinen falschen Weg gehe. Ich überlegte, kurz entschlossen trat ich zum Chef-Steward und bat ihn um Rat, was ich machen solle. Ich hätte draussen Verwandte, sie aber bis jetzt noch nicht sehen können, was er mir rate. Er sagte mir: «Das ist gut von Ihnen, mein Fräulein, dass Sie fragen. Viele machen es nicht so. Sie gehen lieber blindlings in die Gefahr, die draussen steht. Bleiben Sie ruhig sitzen und geben Sie mir die Adresse Ihrer Verwandten, und ich werde Sie sofort auf dem Dock aufrufen lassen.» Nach zehn Minuten kommt Vetter Roman Sutter herauf und empfängt mich. Ich war natürlich recht froh. Er sagt mir, dass er mich durch zwei Stewards suchen liess, aber keiner hätte mich gefunden. Nun geht es die Treppe hinunter, und drunten empfing mich Frau Base Lena Sutter-Dörig. Ich erkannte sie sofort wieder. Jetzt hatte ich noch den amerikanischen Zoll zu machen, aber der war nicht streng. Der Beamte kannte Vetter Roman und sprach mit ihm, woher ich komme und wohin ich gehe. Er winkte mit der Hand ab, als ich den Koffer öffnete: «It's allright and finis.» Gottlob habe ich auch gesagt. Nun waren wir draussen. Vetter Wilhelm stand vor dem Auto. Wie freute ich mich, als er mich so recht innerrhodisch begrüßte. «So grüez Gott, Jumpfere Bas, jo das freut mi jetzt. Wie goht's?» Nun ging es mit dem Auto gen West Hoboken, West New York, Grantwood. Die Fahrt kam mir gerade vor, als sei ich in Zürich und fahre dort so gegen das Polytechnikum hinauf. Frau Base sagte mir, dass sie schon seit vormittags um elf Uhr gewartet hätten. Eine lange Wartezeit bis um halb fünf nachmittags. Nach einer Stunde langten wir

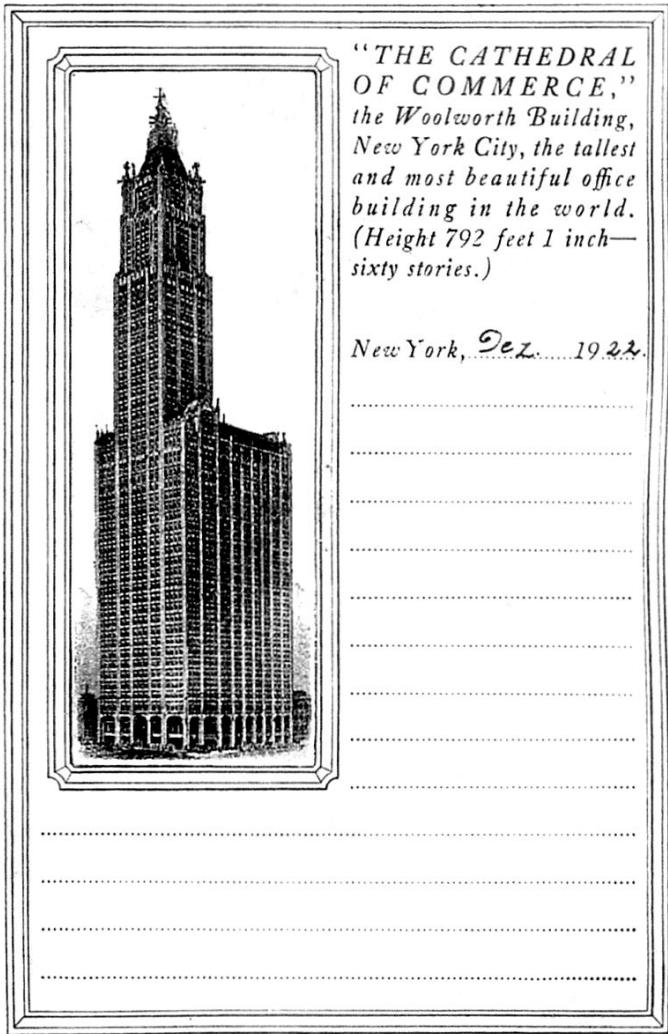
am Endziel, in der Lafayette Avenue, an. Dort wurde ich von Mrs. Berta Sutter-Fritsche und Mrs. Mina Blome-Fritsche, beides Schwestern von Katharina Fritsche, Modistin in Appenzell, freundlich empfangen. Nun gab es einige Fragen: Was? Wo? Wie? Wenn? Wann? Es nahm kein Ende. Nachher kamen auch noch Herr Fritsche und die beiden Jungen von Theodor Sutter sel.: Theodor, 18 Jahre alt, ein flotter grosser Bursche, und Bruno, 14 Jahre alt, ein ruhiges «Büebli». Ich musste mich wundern, wie die Buben so gross geworden sind, ich konnte mich an sie gut erinnern, als sie noch ganz klein und einmal in Appenzell auf Besuch waren. Bald rückt die Stunde der Ruhe ein. Man gibt mir den Rat, ich solle gut behalten, was mein erster Traum in Amerika sei. Ich habe ihn aber vergessen. Etwas Böses war es jedenfalls nicht.

10. Dezember 1922:

Ich ging mit Frau Base in die Kirche. Nachmittags haben wir gespielt, erzählt und politisiert, speziell der Fritsche. Abends kamen noch zwei Schweizer, Herr und Frau Bühler. Er ist Vertreter der Firma Rohner, Rebstein, sie ist eine Appenzellerin. Während sich die Herren am Gespräch unterhielten, machten wir Damen einen urchigen Jass, bis zehn Uhr abends. Ich musste immer sagen, es sei mir gar nicht, dass ich in Amerika sei, alles kam mir so heimelig vor. Herr Fritsche brachte dann auch noch seine Braut, eine Deutsch-Amerikanerin, ein nettes Fräulein. (Im August 1923 ist die Verlobung aufgelöst worden.)

11. Dezember 1922:

Morgens um acht Uhr bin ich wieder *already*. Den Vormittag verbrachte ich im Hause. Mrs. Blome wird nicht müde, mich in den amerikanischen Haushalt einzuführen, um mir all den praktischen Sinn, den die Amerikaner haben, zu zeigen. Das Haus ist ein prächtiger Bau und liegt an schöner Lage mit ebensolcher Aussicht auf Brooklyn, einen Stadtbezirk von New York. In der Nacht ist es prachtvoll, das unermessliche Lichtermeer, das sich dem erstaunten Auge zeigt. Mittags kommt Vetter Wilhelm mit der Nachricht, Vetter Roman Sutter sei sonntagabends vom Hund des Herrn Bühler in die Hand gebissen worden. Nun fällt unser Plan, eine Fahrt mit dem Auto durch die Stadt zu machen, ins Wasser. Mrs. Berta Sutter sagt einfach, ja sehen muss Hedwig die Stadt jedenfalls. Da gehen wir zu dritt, Mrs. Sutter, Frau Base und ich mit dem Tram bis West Hoboken und dann mit dem Fährboot über den Hudson River, der die Alt- von der Neustadt trennt. Wie prächtig ist wieder der Ausblick auf die beiden Seiten. Überall die hohen Wolkenkratzer. Wenn ich alles behalten könnte, was man mir gezeigt und erklärt hat, wüsste ich viel. Am anderen Ufer steigen wir aus und wandern per Fuss durch einige belebte *Streets*. Wallstreet, schon der Name kam mir bekannt vor. Es wird einem eigenartig zu Mute, wenn man in der Wallstreet steht zwischen all den verschiedenen grossen Welt-Banken (Morgan, City Bank of New York etc.) und der so genannten amerikanischen Münzstätte, einem alten massiven Bau mit grossem Treppenlauf. Eben kam berittene Polizei daher, galoppierend. Ein



Das Woolworth Building in New York City wurde zwischen 1910 und 1913 erbaut. Mit 241 Metern war es bis zum Jahre 1930 das höchste Gebäude der Welt.

oder ersparen das Treppensteigen. Es gäbe manche Stufe zu zählen bis zu oberst. Frau Base und ich besteigen den Lift-Express, der von unten bis oben ohne anzuhalten fährt. Ladies mit Khaki-Uniformen und Mützen stellen die Lift-Boys dar. Es hat in dem Building verschiedene Lifte, solche die in jedem Stock halten, so jeden 5., 10., 20., 30., 40. und 50. Stock. Es ist alles fein eingerichtet. Jedes Büro hat seine eigene *mailbox* (Briefkasten, Postfach). Sobald man einen Brief in einen Briefkasten, der sich in irgend einer Ecke eines Büros befindet, wirft, geht er von selbst seinen Weg zur Post, die im Parterre ist. Unten im Parterre ist der Briefkanal sichtbar im Glas. Ich habe lange zugeschaut, wie da der Briefregen herunterkam. Wir sind nun auf der Höhe. Bevor wir die Terrasse betreten, kaufe ich einige Ansichtskarten, um sie auch mit dem Briefkanal befördern zu lassen. Zudem liegt ein grosses Gästebuch auf, natürlich will ich mich auch verewigen.

Offizier hält in unserer Nähe, und Mrs. Sutter fragt ihn nach ihrer Bank, wo ich meinen Check einlösen muss. Ich bin ganz erstaunt gewesen, wie höflich und zuvorkommend er war. Überhaupt, das muss man den Amerikanern zur Ehre sagen, Anstand und Höflichkeit haben sie. Das fällt einem allgemein auf. Wir gehen nun in die grossmächtige City Bank. Kaum dass wir eintreten, empfängt uns ein schneidiger Bankdienner, fragt uns nach unseren Wünschen, geleitet uns an den betreffenden Schalter. «Herrschaft, het's do Göld!», sage ich. Die Dollar-Noten lagen beigenweise auf dem Tisch. Von der Wallstreet geht es zum Woolworth Building, dem grössten Gebäude der Welt. Es besitzt über 60 Stockwerke, die alle von verschiedenen Büros belegt sind. Im Parterre sieht es aus, wie wenn man an einem belebten *corner* (Kreuzung) wäre. Verschiedene Lifte besorgen

Gross und dick heisst es: «Hedwig Geiger von Appenzell, Switzerland, 11. Dezember 1922». Nun betreten wir die Terrasse, die rund um die Turmspitze führt. Ah, wie fein ist das. Zuerst wage ich kaum in die Tiefe zu blicken. Ich will meine Augen zuerst an die Weite gewöhnen. Man macht sich keinen Vergleich, wie grossartig es hier oben ist. Da bekommt man einen Begriff von der Weltstadt. Der Verkehr auf den Strassen kommt einem wie ein Spielzeug vor. Menschen sind nur schwarze Punkte. Andere grosse Wolkenkratzer sind Zwerge gegen den Goliath. Wir verbleiben ziemlich lange da oben. Frau Base meinte, es sei das letzte Mal, dass sie nun da oben sei. Zehn Monate später ist sie gestorben. Das Woolworth Building wurde von einem Grosskaufmann erbaut. Derselbe besitzt in allen Städten, grossen und kleinen, die Woolworth Stores, so genannte 5 and 10 Cents Stores (Läden). Da kann man alle mögliche Haushaltsartikel kaufen für fünf oder zehn Cents, nicht mehr. Vom Woolworth Building nehmen wir einen elektrischen Wagen und fahren mit demselben 35 Blocks weit, dem ganzen Broadway entlang, dem grössten Geschäftsviertel. *Block* nennt man den Inhalt zwischen zwei Strassen. Beim grössten *store*, sie sagten mir, es sei der grösste Laden auf der Welt, was ich gerne glaube, also beim Macy's-Store, machen wir halt. Es ist gerade Weihnachtsausstellung, noch besonders interessant. Leute hatte es, ach Gott, kaum zu übersehen. Der *store* umfasst mehrere Stockwerke in der Höhe und in der Tiefe zwei bis drei. In der Tiefe kann man vom *store* aus direkt in die Untergrundbahn gehen. *Post office* ist auch da. Etwas, was mich lustig anmutete, war die Treppe, die von einem Stock in den anderen führte, es hatte auch Lifte. Also, da steht man am Anfang der Treppe, die aber immer in Bewegung ist. Auf einmal steht man auf einem Tritt. Der geht hinauf, ohne dass man etwas spürt oder einen Schritt macht, und oben angelangt steht man auf dem Boden. Die Ausstellung, speziell diejenige der Spielsachen, war grossartig, echt amerikanisch. Die Preise der Puppen waren es auch, 50, 80, 100 und mehr Dollars für die Puppen. Und doch werden auch sie gekauft. Und zu allem war dann auch noch ein leibhaftiger «Samichlaus», Santa Claus, zu sehen. Ein grosser Mann in brauner Kutte und mit weissem Bart. Er hatte sein eigenes Revier, vor seiner Residenz war ein Briefkasten «For Santa Claus». Der war voll von Wunschbriefen. Jedes Kind brachte einen mit. Eine kleine Notiz lag angeschlagen: «Wer den Santa Claus zu sprechen wünsche, müsse in den dritten Stock kommen.» Wir gingen ihm auch nach. Ah, wie schön war das! Santa Claus stand inmitten von verschiedenen Tannen. Vor ihm stand erwartungsvoll eine grosse Kinderschar, grössere und kleinere Kinder. Jedes durfte dem Santa Claus einen persönlichen Wunsch sagen. Für jedes Kind fand er die passenden Worte, um das kleine Herz glücklich zu machen. Wir standen nahe bei Santa Claus, und somit konnten wir die verschiedenen Wünsche hören. Es kam da ein kleiner Knirps, der stand stramm da und sagte frisch heraus: «I want a little sister (Ich wünsche mir ein Schwesterlein.)» Gar verschiedene Wünsche kamen da zu Tage. Ob alle erfüllt worden sind? Vom Macy's-Store begeben wir uns in eine deutsche Konditorei, feines Restaurant, wo wir eine Erfrischung zu uns nahmen. Wir wanderten noch

etwas weiter den Broadway hinauf. Auf einmal ein schriller Pfiff und aller Verkehr stockt. Ah, jetzt kommt die Feuerwehr. Hu, wie die vorbeisausten, man sieht sie kaum. In Amerika muss aller Verkehr auf den Strassen stillstehen, sobald das *fire signal* ertönt wie auch die Sirenen der Krankenautos und der Polizei, damit sie frei passieren können. Sie müssten sonst manchmal zu lange warten. Mittlerweile ist es Nacht geworden, und da sah ich die Stadt im Lichte. Was da nicht alles für Lichtreklamen sind, grossartig, man kann es sich nicht vorstellen. Das Auge schmerzt einem recht ob der verschiedenartigen Lichtfarben. Am Ende unserer Tour besteigen wir den elektrischen Wagen, der uns wieder nach Grantwood zurückbringt. Ich bin ordentlich müde gewesen an diesem Abend, der obligate Damenjass fiel daher aus.

12. Dezember 1922:

Der Morgen wird wieder mit Plaudern verbracht. Mrs. Blome hat immer Stoff, immer neues. Sie sagt, so am Nachmittag will ich mal mit der Hedwig, *alright*. Wir planen und planen und enden beim Besuch von *movies theater*, das heisst Kino, was Trumpf ist in Amerika. Schnell wird Mrs. Schelling und Mrs. Bühler aufgeläutet, ob sie auch kommen, worauf wir bejahende Antwort bekommen. Dann geht es also nach Union Hill (Hügel), wo ein neues Theater eröffnet wurde. Das Programm ist echt amerikanisch, viel Humbuck. Nach der Vorstellung geht es in eine Erfrischungshalle, wo wir uns an Eiscreme labten.

13. Dezember 1922:

Ich bin bei Vetter Roman Sutter zu Mittag eingeladen. Er ist Doktor der Chiropraktik (Rückenbehandlung). Frau Base und Vetter Wilhelm begleiten mich. Vetter Roman hat eine Deutsch-Amerikanerin zur Frau, eine nette, ruhige Dame. Zum Dinner bringt Vetter Roman gutes Bier und Likör. Ich habe natürlich auch getrunken. Nach Tisch wurde musiziert. Die Nichte von Frau Base, Else Sutter, 14 Jahre alt, Tochter von Vetter Alfons Sutter sel., ist auch zugegen. Sie spielt Klavier und singt recht gut, alles bekannte Schweizer Lieder. Es «heimelet» mich recht an. Auf Vesper gehen wir zu Mrs. Bühler, einer Appenzellerin aus Heiden, und nachher noch zu Mrs. Stutz-Signer, auch eine Appenzellerin. Sie hat früher mit ihrem ersten Mann, der Pächter von unserer Heimat war, im «Hoferbad» gewohnt. Sie hat sofort gesagt, bevor sie wusste, woher ich kam: «Ja, das ist eine Tochter von Oscar Geiger. Ja, ich kenne den Vater gut, so dass man seine Kinder auch erkennt.» Sie gab mir auch die Adresse ihrer Tochter, die in Los Angeles verheiratet ist. Bis jetzt kam ich aber noch nicht dazu, sie zu besuchen. Dagegen ist ihr *husband* (Ehemann) einmal bei mir mit Herrn Schelling aus New York gewesen. «I like to see her at my home. May be, she come next time.» Auf Abends sind wir bei Mr. und Mrs. Schelling eingeladen. Wir gehen unser vier: Frau Base, Vetter Wilhelm, Mrs. Blome und ich. Wir fanden eine freundliche Aufnahme und einen fein gedeckten Tisch, und zu allem gab es noch Schweizer Birnbrot, von Mrs. Schelling gemacht. Die Birnen brachte sie aus der Schweiz.

Sie waren beide im Sommer 1922 in der Schweiz und gehen nächstes Jahr wieder hinaus. Mrs. Schelling gab uns dann ihren geschmuggelten Schweizer Likör zu versuchen, auch Appenzeller Alpenbitter. Ich habe noch nie soviel Likör getrunken, seitdem ich in New York war, im «trockenen» Amerika. Mr. Schelling ist Grosskaufmann in Stickereien und bereist jährlich zweimal ganz Amerika, Kanada und Mexiko. Ein kleiner, rundlicher, aber sehr beweglicher, lustiger St. Galler. Trotzdem er schon 38 Jahre lang in Amerika ist, hat er das Schwizerdütsch nicht vergessen. Er hatte die Freundlichkeit, mir das Bahn-Billett für die Reise von New York nach Los Angeles zu besorgen. Auch fertigte er mir eine genaue Reisebeschreibung und einen Fahrplan an. Er versprach mir, mich einmal zu besuchen. Er hat sein Wort indessen schon eingelöst. Am 4. November 1923 überraschte er mich ganz unerwartet. Er überbrachte mir auch die Nachricht vom Tode der Frau Base Sutter-Dörig. Es gefiel ihm recht gut bei uns. Er meinte, ich sehe ausgezeichnet gut drein, der Mann habe allem Anschein nach auch keinen Mangel. Nächsten Frühling geht er mit seiner Frau wieder in die Schweiz hinaus, und ich übergab ihm auch Grüsse für meine Lieben in der Heimat. Ich bin vom Thema abgekommen. Also, wir sitzen da im Chalet «Berneck» in Grantwood, New York. Es ist da eine stattliche Zahl beieinander: Mr. und Mrs. Schelling mit Sohn, Mr. und Mrs. Meyer-Schelling mit Tochter und Sohn (der Vater ist Hirschauer), Mrs. L. Sutter-Dörig, Mr. William Dörig, Mrs. Blome und ich. Die gemütlichen Stunden bei Familie Schelling flossen nur zu rasch dahin. Mr. Meyer fährt uns abends um zehn Uhr in seinem Auto nach Hause. Nun noch eine Nacht, dann heisst es wieder reisen.

14. Dezember 1922:

Ich mache mich reisefertig, packe «mis Bündeli». Vetter Wilhelm holt mir Proviant für die fünftägige Bahnfahrt. Und dann die Überraschung, die er mir machte. Er brachte nur Produkte, die von Schweizern gemacht worden waren, wie Brot, Weggli, Landjäger und ein Dutzend Cervelats nebst Schokolade und Früchten. Der gute alte Vetter meinte: «Wäschte Hedwig, i ha denkt, i well de jetzt au no e Freud mache, heggist denn en rechte Appetit dezue.» Wir hatten recht Mühe, all die Sachen zu verpacken. Zwei bis drei Mal wurde ich noch an das Telefon gerufen, einmal von Herrn Schelling von seinem Büro aus. Ob ich jetzt ja alles gut wisse, meinte er sich recht um mich kümmерnd. Oh ja, er müsste sich meinewegen keine Sorgen machen, ich käme schon durch. Wenn es ihm möglich sei, werde er selber auf den Bahnhof kommen und mir dann noch Lektüre bringen. Und sonst, wenn er verhindert würde, werde er seinen Buchhalter dorthin senden. Ich werde denselben schon gleich erkennen, er gleiche aufs Haar einem Appenzeller, dem Bahnhofvorstand von Gonten, «Etters Fortunat», nur sei er kleiner. Also nochmals gute Reise und auf Wiedersehen im schönen Kalifornien! Nach einiger Zeit wurde ich abermals gerufen und dieses Mal waren Mrs. Th. Sutter-Fritsche und ihr Bruder Mr. Jakob Fritsche am *phone*. Wieder alles Glückwünsche und *goodby*. Sie waren im Geschäft, haben

eine Stickereifabrik und kehren immer erst abends heim. Nachmittags fahren wir nach New York. Mrs. Blome weint wie ein Kind, sie käme selber gerne mit. Ich nehme Abschied von dem trauten Heim, das mir die erste Zeit im fremden Lande so verschönert hatte. Überall habe ich so freundlich sorgende Aufnahme und Entgegenkommen gefunden, wie wenn ich, weiss Gott was, nicht eine ihnen völlig unbekannte Persönlichkeit wäre. Vetter Roman, Vetter Wilhelm und Frau Base begleiteten mich auf den Bahnhof. Der jüngste Sohn von Frau Base, den ich noch von der Heimat her kannte, der Manrico, der schrieb mir nach Grantwood vom Round Top, auf den Bergen, wo sie ein Sommerhotel haben. Es sei ihm leid, dass er nicht kommen könne, mich zu begrüssen, er hätte die kleine Hedwig gerne grösser gesehen. Aber es sei nicht möglich, denn er dürfe seine Schwägerin nicht alleine auf dem Berg lassen! Nun sind wir am Pennsylvania-Bahnhof angelangt, ein Prachtbau von einem Bahnhof. Vetter Roman besorgte die Koffer, und wir sind auf der Suche nach dem angeblichen «Etters Forty». Ich erblicke ihn bald. Er überbrachte nochmals Grüsse von Mr. Schelling, brachte unter anderem die Fahrpläne und besorgte das Absenden der Depesche an Ottmar, auf Englisch, d.h. aufgesetzt hat sie Mr. Schelling. Es war fast ein Brief, aber als Nachttelegramm befördert kostete es nicht viel, bloss einundeinhalf Dollar. Um in den *train* (Zug) zu gelangen, musste ich ein grosses Eisengitter passieren, wo zwei Beamte standen und die Billette visitierten. Wer nicht in diesen Zug musste, wurde auf den rechten Zug verwiesen. Also geht alles freundlich von Statten, damit man ja keine Verwechslung mache. Die Verwandten dürfen nicht an die Stelle, wo der Zug steht, da wird genau kontrolliert. Denn da müssen sie aus Rücksicht auf die Sicherheit der Passagiere sehr scharf sein. Vor dem Wagen steht nochmals ein Beamter, und dann geht es hinein. Der Sitz war fein mit grünem Samt gepolstert. Es gibt nur eine Wagenklasse. Alles ist gepolstert und fein eingerichtet. Es fängt gerade an fest zu schneien, bis jetzt hatte ich das schönste Wetter gehabt. Abfahrt Donnerstag mittags um 15.35 Uhr. Der Zug fuhr mit Volldampf durch verschiedene Landschaften. Ich durchfuhr die belebten *countries* des Ostens, die Staaten Pennsylvania, Delaware und Maryland und langte abends um 21.10 Uhr in Washington, der Hauptstadt von Amerika, an. Hier musste ich umsteigen. Ich sah da einige Bahnbeamte beieinander stehen und ging stracks auf sie zu und stammelte: «Please! Pullman Car to Los Angeles?» Ich wurde gottlob sofort verstanden. Sofort nahm einer mir den Handkoffer ab und führte mich zum rechten Wagen. Ich war recht froh, denn es war grosser Verkehr auf dem Bahnhof. Wie ich an den Wagen kam, sah ich noch viele, die auch stammeln mussten, um sich mit den Leuten zu verständigen. Es waren meistens Deutsche. «Pullmann Car» ist ein direkter, durchgehender Schlafwagen. Tagsüber sieht man aber nichts vom Schlafwagen. Da ist schön alles in die Wände geklappt. Immer abends um sechs Uhr kam der Steward, ein Neger mit weisser Bluse, und hat die Schlafeinrichtung hergestellt. Das ging sehr schneidig, es war lustig beim Zusehen. Ich habe ein unteres Bett gehabt, gerade am Fenster. Ich konnte liegend den Verkehr auf den Bahnhöfen

betrachten. Alles ist schön verhüllt. Das Bett ist ganz weich, fein weiss bezogen mit Steppdecken. Jeden Tag gab es frische Wäsche. Morgens um acht Uhr ging ich stets zum Frühstück, und bis ich zurück kehrte, war mein Bett wieder verschwunden und der Platz wieder fein gesäubert. Ich hatte einen freundlichen Bedienten, der Neger, er hatte so ein freundliches Gesicht. Jeden Tag brachte er mir einen Tisch zum Schreiben oder Lesen und ein frisches Kopfkissen, damit ich es ja bequem habe. Täglich fragte ich zwei bis drei Mal «What time?» («Wie spät?»). Das war meine einzige Konversation mit ihm. Das einzige, was mir mangelte, war etwas frische Luft.

15. Dezember 1922:

Ich schlafe fein in meinem neuen Bett. Als ich morgens erwache, wartet das schönste Wetter auf. Ich befinde mich im Staate Virginia. Hier wächst viel Baumwolle, das sieht man schon den grossen Spinnereien an. Nichts als Fabriken sind entlang der Bahn, und zuweilen kommt ein schmutziges Negerdorf. Virginia besitzt ein ungesundes Klima. Am Nachmittag gab es ein heftiges Gewitter. Da hat es anders gekracht und gerade geregnet mit Gelten. So vergeht die Zeit. Die Nacht bricht an, und der Zug fährt durch North Carolina und South Carolina, überall Negeransiedlungen und über grosse Fabrikorte.

16. Dezember 1922:

Es geht dem Süden zu, man merkt es der Wärme und der Vegetation an. Heute fahren wir durch Georgia und Alabama und sollen noch bis nach New Orleans im Staate Louisiana am Golf von Mexiko kommen. Nachmittags langen wir dort an und haben einen längeren Aufenthalt, so dass wir, einige Deutsch-Sprechende, um den Bahnhof bis zum Hafen bummeln, wo eben gerade ein japanisches Schiff anlegt. Nach dem Aufenthalt wird unser Wagen abgehängt und auf eine Schifffähre geführt. So fahren wir auf dem Wasser im Eisenbahnwagen zirka eine halbe Stunde lang von Ost nach West. Wir sind alle draussen, um die herrliche frische Luft zu geniessen. Vom Meere aus bietet die Stadt einen prächtigen Anblick. Sie ist in Wirklichkeit aber keineswegs eine Stadt, die diesen Namen verdient. Es herrscht ein grosser Schmutz in all den Strassen. Am Ende unserer Wasserfahrt wird unser Wagen der Pacific Line angehängt. In der folgenden Nacht gelangen wir nach Houston in Texas. Nun folgen zwei Tage nichts als Sandwüsten. Man könnte meinen, man befindet sich in der Wüste Sahara. So geht es bis El Paso in New Mexico. Hier wird das Land fruchtbarer. Grosse Reis- und Zuckerrohrfelder dehnen sich vor unseren Augen aus. Bewohner sind alles braun-schwarze Mexikaner. In allen Bahnhöfen stand so ein Schwarm neugieriger Mexikaner. Nun geht es eine Zeit lang der mexikanisch-amerikanischen Grenze entlang, dem Rio Grande (grosser Fluss), der die natürliche Grenze bildet. Er ist aber sehr breit. Wir fahren auch über eine 400 Fuss hohe Brücke. Es friert einem ganz, wenn man in die Schlucht hinuntersieht. Wir fahren teilweise wieder durch die Wüste, die aber einen eigenartigen Reiz bietet. Die vielen Kaktus-Sorten,

kleine und grosse, so hohe, wie grosse Bäume, in prachtvoller vielfarbiger Blüte, die manchen Garten zieren würden.

18. Dezember 1922:

Nun der letzte Tag. Heute Abend bin ich in Los Angeles. Wir sind in Arizona, je mehr wir Südkalifornien näherrücken, umso schöner und fruchtbarer das Land wird. Da geht es durch die grossen Orangen-, Zitronen-, Oliven- und Erdbeer-Gärten von Redlands. Man wird nicht satt vom Sehen und dann rings herum die hohen Berge. Einige sind sogar schneedeckt, fast unglaublich im heissen Süden, so der Mount Baldin und die San Bernardino Mountains. Nun geht es dem Ende der Fahrt zu. Es ist aber schon Nacht. Der Zug fährt immer zwischen den Häuserreihen, und jeden Augenblick meine ich: «So, jetzt heisst es aussteigen.» Es geht mindestens eine halbe Stunde lang. Auf einmal ein Ruck, und der Zug steht still. Der Neger befördert unser Gepäck aus dem Wagen, und so stehe ich auf kalifornischem Boden. Nun ging es durch eine Unterführung und dann hinauf in die Vorhalle, wo eine grosse Menge erwartungsvoll der Ankommenden harrte. Es ging nicht lange, bis wir uns gefunden haben, mein lieber Otmar und ich. Er kannte mich fast nicht mehr. Nun kam auch noch der Vormann (Vorarbeiter) und seine Frau von der Alpine Dairy zur Begrüssung. Beide reden gut deutsch. Otmar sagt immer: «Ich kann einfach nicht begreifen, dass du nun bei mir bist.» Nach einer einstündigen Autofahrt langten wir in unserem künftigen Heim an. Der Meister, Mr. Cross, der gerade in der Stadt wohnte, stellte uns sein Haus zur Verfügung. Meine ersten Eindrücke kann ich gar nicht schildern, denn es kam mir gar nichts fremd vor. So ergriff ich mein neues Amt mit Freuden und Leichtigkeit. Und wenn die Buben von ihrer vorherigen Hausordnung erzählen und Vergleiche anstellen, so war ich zufrieden. Am nächsten Tag kam Mr. Cross mit seiner Frau, um mich zu begrüssen. Ich fühlte sofort Sympathie bei der einfachen noblen Dame. Sie übergab mir ein schönes Geschenk in Form einer Kristall-Schale mit silbernem Löffel. «I am glad to see you here. I hope you like your new home.» Das waren ihre freundlichen Worte. Ich verstand natürlich nicht viel davon, konnte nur sagen. «Thank you, Mrs. Cross.» Ich habe stets viel Gutes durch diese Frau erfahren. Sie half mir redlich, damit ich mich bald heimisch fühlen sollte.

Ich schliesse meine Notizen, denn das weitere habe ich stets brieflich dargelegt. Dem freundlichen Leser bitte ich allfällige Fehler und die schlechte Schrift gefälligst zu entschuldigen. Ich habe diese Ausführungen mir auf ausdrücklichen Wunsch meiner lieben Schwester Julie nieder geschrieben und sende es ihr nun als Erinnerung an ihre ferne Schwester, mit dem Wunsche, ihr auf Weihnachten eine kleine Freude damit zu machen.

Frohe Weihnachten, glückseliges Neues Jahr 1924.

Hynes, California, den 29. November 1923 (amerikanischer Danksagungstag)

Hedwig Cagianut-Geiger